

## Das Projekt «44/33»

*Von Juni 2012 bis Januar 2013 taucht die fiktive Insel Santa Lemusa in einem Masstab von etwa 1:1000 in den Korridoren und Sälen des Zürcher Stadtpitals Triemli auf. Vor Umsetzung des Projekts stellte das HOIO-Team ein paar grundsätzliche Überlegungen zu seiner Vorgehensweise an.*

Als wir angefragt wurden, ein Projekt für das Zürcher Stadtpital Triemli zu entwickeln, haben wir sofort zugesagt: Eine fiktive Insel, Gewürzbauern und Geheimagenten, Experimentalköche und Abenteurer in einem Spital? Die Idee schien uns so absurd, dass wir die Herausforderung einfach annehmen mussten. Auf der einen Seite die Insel Santa Lemusa, ein polymorphes und individuell strukturiertes Projekt, das nur im Meer der Vorstellungskraft Form annimmt. Auf der anderen Seite die in jeder Beziehung massive physische Wirklichkeit des Spitals, die nur dank einer rigiden Ordnung und straffen Organisation funktionieren kann.

Natürlich war uns von Beginn an klar, dass wir mit dem Projekt «44/33» keine Mittelpunkte im Aufmerksamkeitshaushalt des Spitals besetzen konnten – weder für das Personal noch für die Patienten. Das braucht keine weiteren Ausführungen. Auch Nebensachen spielen indes eine gewisse Rolle. Zum Beispiel die Heftchen im Wartesaal, auf die man sich, auch wenn man solche Medien sonst kaum konsumiert, einlässt als seien sie bereits ein Teil der Behandlung. Oder das Angebot am Kiosk und in der Cafeteria. Oder die Möglichkeit, sich einen Moment lang nach draussen in die Sonne zu setzen. Oder eine Katze, die durch den Garten streicht. Oder vielleicht auch ein Bild an der Wand, das für einen Augenblick ein Fenster aufstösst zu einer anderen Realität. Auf der Ebene solcher Nebensachen wollten wir unser Projekt ansiedeln – zwischen Wartesaalheftchen, Vermicellestörtchen, herumstreunender Katze und Kunst.

Wir wollten Geschichten im Spital erzählen, die im Vorbeigehen wahrgenommen werden sollte – die Geschichten der wundersamen Bewohner von Santa Lemusa. Für die Patienten und ihre Angehörigen, die nur Stunden oder Tage im Spital verbringen, wollten wir so etwas wie ein kleiner Lufthauch sein, ein kleines Nebengeleise für ihre oft kreisenden Gedanken – und für das Personal eher ein ungewohntes Quietschen in der täglichen Routine. Das Triemli ist ein öffentlicher Raum und es ist ein Raum voller Privatsphären, in dem die Menschen ganz verschieden gefordert sind und Zeit

ganz unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Dem galt es Rechnung zu tragen. Wir wollten also einerseits etwa so funktionieren wie ein Graffiti-Bild an der Wand oder wie ein neues Werbeplakat auf dem Arbeitsweg, an dem Blick und Gedanken für Sekunden hängen bleiben. Andererseits wollten wir diese Graffiti-Bilder oder Werbeplakate aber auch so ausrüsten, dass man bei Lust und Interesse durch sie tiefer in die Geschichten müsste einsteigen können. Die Bilder, die wir in den Spitalalltag eingeschleust haben, mögen teilweise noch so bescheiden wirken, ein jedes stellt indes eine Pforte oder vielleicht besser ein Fensterchen dar – einmal aufgestossen, führt es über den jeweils dahinter liegenden Ort weit hinaus in die Landschaft der Insel Santa Lemusa. Hier muss sich ein jeder selbst seinen Weg suchen – ganz wie wenn man ein reales Land bereist.

Indem wir im Rahmen von «44/33» Aspekte von Santa Lemusa über acht Monate hinweg an den verschiedensten Stellen im Spital sichtbar und während dreier Spezialwochen auch «kostbar» werden liessen, hofften wir aber natürlich auch, dass wir in der einen oder dem anderen so etwas wie den Ansatz einer Stimmung würden provozieren können, den Hauch eines Gefühls für die Präsenz dieser fiktiven Insel im Triemli-Alltag. Vielleicht könnte man die von uns beabsichtigte Wirkung auch mit dem Effekt von (noch) ungelesenen Büchern vergleichen, die nur durch die Titel auf ihren Rücken wirken sowie durch die Möglichkeit, dass man sie jederzeit lesen könnte.

Wie weit wir unsere Ziele erreicht haben, ist schwer zu sagen – man müsste wohl sehr viele Gespräche führen, um verlässliche Daten zu bekommen. Im Spital selbst müsste unsere Vorgehensweise auf eine gewisses Verständnis gestossen sein, gibt es doch gerade in der Medizin sehr viele Dinge, die man aus einem Gefühl der Richtigkeit heraus tut – ohne ihren Effekt wirklich messen oder beweisen zu können. Anders steht die Sache auf Seiten des Kulturbetriebs. Hier hat sich in den letzten Jahren eine andere Tendenz bemerkbar gemacht. Was mehr und mehr zählt, sind Besucherzahlen, Einritte, Katalogverkäufe etc. – kurz alle messbaren Bekenntnisse zur Kunst als Kunst. Dass Kunst aber auch dort wirksam sein könnte, wo sie gar nicht zwingend als Kunst wahrgenommen wird und wo keiner für sie ein Eintrittsticket zahlt, scheint sich als Gedanke mehr und mehr zu verlieren – allen theoretischen Beschäftigungen etwa mit Kunst im öffentlichen Raum zum Trotz. Dieser Glaube an das Bekenntnis als Schlagbaum zwischen Existenz und Nichtexistenz eines kulturellen Produkts hat seinen Grund in einer Kulturindustrie, die mehr und mehr mit Zahlen argumentiert – und immer weniger mit Inhalten. Events wie die Documenta in Kassel sind dafür beste Beispiele. Was diese

Tendenz bewirkt, ist natürlich eine arge Simplifizierung dessen, was Kunst und Kultur vermögen – eine Reduktion auf Dinge, die sich messen lassen, und ein Misstrauen gegen alles, was sich nicht in Zahlen ausdrücken lässt. Dabei könnte man behaupten, die Auseinandersetzung mit Kunst sei doch vielleicht gerade dort am ›reinsten‹ und also auch am wertvollsten, wo man sie nicht als kulturelle Genussleistung verbuchen kann, wo sie ohne Druck und ohne Aussicht auf gesellschaftlichen Gewinn einfach so geschieht. Nur gerade das lässt sich natürlich nur schwer überprüfen, schwer in der Form von Zahlen vorlegen. Man muss gewissermassen als Künstler darauf vertrauen, dass es geschieht – und also auch an das glauben, was man tut.

«44/33» benutzt keine der allgemein akzeptierten Äusserungsformen von Kunst. Es ist kein Bild und kein Buch – also nichts, was qua Medium schon einen gewissen Respekt verlangt. Wenn man «44/33» mit Begriffen wie Kunst oder Kultur belegt, dann weil man es selbst so will, weil man seinen eigenen Kunstbegriff so weit ausdehnen will, dass ein Projekt wie «44/33» darin seinen Platz finden kann. «44/33» agiert so gewissermassen ausserhalb der Schutzzone Kunst – oder zumindest an ihren Rändern.

«44/33» ist ein Angebot – mehr nicht. Man kann es wahrnehmen – oder auch nicht. Das Projekt ist präsent im Spital, es macht sich durch Zeichen aller Art sichtbar. Diese Zeichen sind aber nicht grundsätzlich grösser oder auffälliger als andere Zeichen auf demselben Territorium – die Zeichen der Kunst etwa (Bilder und Skulpturen), die Zeichen von Architektur und Design (vom Aschenbecher bis zur Gartengestaltung), die Zeichen der Werbung (von der Saftreklame bis zu den Angeboten der diversen Departemente des Hauses).

Was ist Kunst, was darf sie und was kann man von ihr erwarten? Diese Frage stellt sich in einem Spital sicher ganz anders als etwa in einem Museum. Wir wollen hier keine Antwort formulieren – oder anders gesagt: unser Projekt selbst ist bereits die Antwort.